

Ein Eichenblatt in Avas Haar

Josianne Hosner



Impressum

Quittenduft Verlag, Josianne Hosner
4932 Lotzwil, Schweiz, quittenduft.ch
ISBN: 978-3-9525284-2-6

2. Auflage 2025

Schreibbegleitung und Lektorat: Nicole Leppin

Lektorat und Korrektorat: Sabine Steck

Buchsatz und Cover: Dominique Bischofberger

Druck und Koordination: Digital Druckcenter Langenthal AG

Bildnachweis iStockphoto: Dmytro Donets, Olga_Kotsareva,

Northern Owl., Elena Malgina, winvic, Hredasova Olha

Umschlagfoto und Portrait: Josianne Hosner

Das Werk und alle seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwendung bedarf einer schriftlichen Einwilligung der Autorin.

Copyright 2025, Josianne Hosner

Für dich, Papa

Du hast mir das Zuhören beigebracht – in der Musik und im Leben.
Du zeigst mir, dass Neugier und Humor in jedem Alter Platz haben,
und dass die schönsten Geschichten zwischen den Zeilen entstehen.
Auf das Leben und den Tod.

Sláinte!



Kapitel 1



Ava erwachte, kurz nachdem das gleichmässige Brummen des Motors verstummt war. Ihr Nacken schmerzte, und bei jeder Drehung des Kopfes knirschte es hässlich. Ihre Rippen waren taub, sie musste ewig an der Tür gelehnt haben.

Sie blinzelte. Durch die regenfeuchte Windschutzscheibe konnte sie die Umrisse einer Tankstelle erkennen. Offenbar standen sie auf dem Parkplatz irgendeiner Autobahnraststätte. Ava starrte auf die Tropfen, die sich in Spuren übers Glas zogen, erst vereinzelt, dann immer dichter. Der Fahrersitz neben ihr war leer. Josh vertrat sich vermutlich die Beine. Ihre Blase meldete sich, sie musste wohl oder übel ebenfalls aussteigen.

Als sie die Tür ihres roten Mini Coopers öffnete, wurde sie ihr von einem scharfen Luftzug fast aus der Hand gerissen. Regentropfen schlugen ihr entgegen, pieksten wie Nadelstiche auf der Haut. Fluchend zog sie die Schultern hoch und lief auf die Gebäude zu. Die kahlen Bäume auf dem Parkplatz bogen sich unter einer Böe. Der Himmel war schwer, grau. Sie fror und schlang die Arme um sich. Ihr Körper fühlte sich leer an, ausgehöhlt.

Josh kam ihr mit zwei Kaffeebechern aus dem Tankstellenshop entgegen und musterte sie neugierig.

«Bist du Rettungssanitäterin, oder so?»

Ava sah ihn müde an. «Was? Wieso?»

«Du hast fünf Stunden am Stück geschlafen. Selbst als ich gesungen habe.» Er schüttelte den Kopf. «So etwas schaffen normalerweise nur Leute, die daran gewöhnt sind, überall und jederzeit einzuschlafen.»

Ava schnaubte leise. «Oder Menschen, die hundemüde sind.»

Sie stellten sich vor dem Shop unter. Er drückte ihr einen Becher in die Hand. Sie nahm ihn wortlos entgegen, wärmte sich kurz die Hände. Sie hatte keine Lust auf Kaffee. Sie hatte auf gar nichts Lust. Gleich-

gültig kippte sie den Inhalt auf einen nahen Grasstreifen und liess den leeren Becher in einen Mülleimer fallen, ehe sie den Shop betrat.

Die letzte Stunde bis nach Freiburg fuhren sie schweigend weiter. Ava war froh, dass Josh keine weiteren Fragen stellte. Doch sein Vergleich mit der Rettungssanitäterin vorhin war vielleicht gar nicht so verkehrt gewesen. Ihr Leben kam ihr seit einiger Zeit tatsächlich wie ein endloser Notfalleinsatz vor – ständig am Anschlag, nie Zeit zum Durchatmen. Ihre Nerven lagen blank. Selbst wenn sie sich, so gut es ging, von allem da draussen abschottete, von zu vielen Aufträgen, von zu vielen Begegnungen, von zu viel Leben, ging es ihr damit auch nicht wirklich besser. Sie spürte wieder diesen inneren Druck.

Wie um sich zu beruhigen, strich Ava mit dem Zeigfinger über die kleine Narbe unter ihrem rechten Auge, die sich schräg über den Wangenknochen zog.

Bittersüsse Erinnerungsfetzen der letzten Nacht trieben durch ihren Kopf. Ihre Cousine Marceline hatte ein Mädchen geboren, und Ava hatte dieses Ereignis mit ihrer Kamera dokumentiert – so, wie sie es versprochen hatte. «Ava, wenn ich ein Kind bekomme, möchte ich, dass du mich mit deiner Kamera begleitest.» Das waren Marcelines Worte gewesen. Und Ava hatte ihr Versprechen gehalten. Trotz allem. Wie immer war es ihr geglückt, den besonderen Zauber einer Geburt mit ihrer Linse einzufangen. Und gleichzeitig hatte es sich diesmal so anders angefühlt. Mechanisch. Schwer. Eine Pflichtübung, die ihr alles abverlangt hatte. Das Feuer für ihren Beruf, das sie einst erfüllt hatte, war schon vor Monaten erloschen. Eigentlich hätte Ava diesen Termin absagen müssen. Diesen Auftrag, der ihr menschlich mehr bedeutete als jeder andere – und den sie dennoch kaum ertragen hatte. Sie hatte es jedoch nicht übers Herz gebracht. Nicht bei Marceline. Seit ihrer Kindheit standen sie sich nahe wie Schwestern.

Nach dem Tod von Avas Mutter im letzten Jahr war Marceline immer für sie da gewesen. Also hatte Ava sich einen Ruck gegeben, war trotz des unguuten Gefühls in ihrem Bauch nach Utrecht gereist. Sie hatte sich eingeredet, dass ihre Kamera sie schützen werde. Dass sie Abstand halten könne, wenn sie die Geburt durch den Sucher betrachtete. Doch das war Wunschdenken gewesen. Kaum war sie angekommen, wollte

sie es nur noch hinter sich bringen. Und dann nie wieder. Sie wollte überhaupt nicht mehr fotografieren. Sie wollte ... sie wusste nicht, was sie wollte. Sie stand ständig unter Strom und fühlte sich gleichzeitig ausgelaugt und leer.

Marceline hatte ihr angeboten, ein paar Tage zu bleiben. Ava hatte abgelehnt. Einen dringenden Arbeitstermin vorgeschoben, obwohl sie viel zu müde war, um die lange Strecke nach Hause gleich wieder anzutreten. Sie hätte es keinen Tag länger ertragen – dieses Glück, diese Liebe, diese Wärme, in die sie einbezogen werden sollte. Stattdessen hatte sie über ein Car-Sharing-Portal einen Mitfahrer gesucht und so Josh gefunden. Er störte sich nicht an ihrer Schweigsamkeit, kam gut mit dem Mini zurecht und war ein sicherer Fahrer.

«Brauchst du nochmals eine Pause?», fragte Josh.

Natürlich brauchte sie eine Pause. Sie brauchte eine Pause vom Leben. Die Dämmerung legte sich über die Landschaft. Die Felder am Straßenrand verloren sich mehr und mehr in der Dunkelheit, während die Rücklichter der Autos wie glühende Punkte aufflackerten. Das schwindende Licht am Horizont erinnerte Ava an die Morgendämmerung in Utrecht.

Wieder schweiften ihre Gedanken ab, verloren sich in Momenten, die sie in der letzten Nacht mit ihrer Kamera eingefangen hatte – Momente voller Glück, das nicht ihr gehörte: Die übersprudelnde Freude der frischgebackenen Eltern. Den innigen Kuss zwischen Marceline und Thijs. Die staunenden Gesichter, die das Neugeborene bewunderten. So winzig, so zerbrechlich – und doch vollkommen. Momente, die sich wie Messerstiche in ihr Herz bohrt hatten.

Den Rest der kurzen Nacht hatte sie auf der Couch in Marcelines Wohnzimmer verbracht. Reglos auf dem Rücken liegend und den Blick an die dunkle Decke geheftet hatte sie sich weit weg gewünscht. Irgendwann waren die Tränen gekommen. Leise zuerst, dann immer heftiger, bis es sie schüttelte. Plötzlich hatte sie einen Hauch gespürt, eine sanfte Berührung. Es war Lilly, die Doula. Sie hatte sich neben Ava gekniet und ihr für einen Augenblick die Hand gehalten. Nach einer Weile holte sie ihr einen heißen Tee, stellte ihn auf den kleinen Tisch, ein Päckchen Taschentücher daneben. Mit behutsamen Händen breitete

sie Avas Dreieckstuch aus weicher Wolle über ihr aus – das Tuch, das sie schon ein halbes Leben lang begleitete. Ein Geschenk ihrer Mutter.

«Brauchst du noch etwas?», hatte Lilly leise gefragt.

Ava hätte so viel sagen können. Dass sie mindestens zehn Umarmungen brauchte. Dass Lilly sie ein wenig an ihre Mutter erinnerte und ganz stark an eine Wolke aus Puderzucker. Dass ihre Fürsorge wie Balsam auf ihre schmerzenden Wunden wirkte. Dass sie nie wieder eine Geburt begleiten wollte. Dass sie so unendlich erschöpft war. Dass sie nicht mehr weiterwusste. Aber sie war stumm geblieben. Weil ihr die Worte fehlten. Weil dieser Kloss in ihrem Hals war. Weil es ohnehin nichts zu sagen gab.

Auch jetzt war dieses Gefühl im Hals wieder da. Ein Druck, als wäre etwas dort stecken geblieben. Ava dachte kurz daran, das Radio einzuschalten. Oder sollte sie Josh bitten, noch einmal zu singen? Irgendein Lied, irgendetwas, das die Stille füllte und ihre Gedanken übertönte. Stattdessen schaltete sie ihr Handy ein. Der Bildschirm flackerte auf, surrte in ihrer Hand. Eine gute Ablenkung. Vielleicht.

Marceline hatte ihr bereits die ersten Schnappschüsse des Babys geschickt – rosige Haut, winzige Finger, friedlich schlafend auf Marcelines Brust. Ava wischte sie weg, schnell, bevor das Stechen in ihrer Brust stärker wurde. Ausserdem Nachrichten von der Agentur, mit der sie von Zeit zu Zeit zusammenarbeitete und die anscheinend gerade im Chaos versank. Jemand war ausgefallen. Man brauchte sie. Dringend. Ava seufzte und drückte das Handy wieder in den Standby-Modus. Ihr könnt mich mal, dachte sie.

In Freiburg verabschiedete sie sich von Josh und übernahm das Steuer. Die Neonschilder der Restaurants fingen an zu leuchten, warfen ihr flackerndes Licht in die aufkommende Dunkelheit.

Sie war fast am Ziel. Bei der Ausfahrt Bern-Wankdorf regte sich etwas in Ava. Nicht etwa Erleichterung darüber, endlich nach Hause zu kommen. Vielmehr kam da ein ziemlich bitterer Cocktail aus Wut und Frust zum Vorschein.

Sie hatte sich selbst belogen. Monatlang. Hatte funktioniert wie ein Uhrwerk, Aufträge erledigt, ihre Social-Media-Kanäle gefüttert, als würde das irgendetwas bedeuten. Hatte Interviews gegeben, Anfra-

gen für Geburtsfotografien abgelehnt, weil sich ihr Innerstes dagegen sträubte, auch nur ein einziges weiteres Neugeborenes zu fotografieren. Sie hatte stundenlang am Computer gesessen, mit brennenden Augen, die Schultern hart wie Beton. Und wofür? Abends war sie zu müde – und zu lustlos –, um auszugehen. Stattdessen hatte sie aufs Handy gestarrt, sich mit sinnlosem Zeug zugehörnt, mit Leben von Menschen, die sie nicht kannte und die sie nicht interessierten. Sie hatte ausschliesslich für die Arbeit gelebt. Und sie hatte die Nase voll davon. Von ihrem Job. Von diesem dämlichen Projekt bei der Agentur, in das sie sich verrannt hatte. Von ihrem Pflichtbewusstsein, das sie festhielt wie eine eiserne Fessel. Warum war sie nur immer so verdammt vernünftig? Sie wollte nicht mehr die effiziente Arbeiterameise sein. Sie wollte wieder ein verspielter Otter sein. Sie vermisste ihren Humor. Und vor allem vermisste sie das Gefühl, dass ihr Leben leicht sein konnte.

Die Krähenester in den blattlosen Platanen ragten schwarz gegen den Himmel, von Strassenlaternen gespenstisch beleuchtet. Vom Frühling war nichts zu spüren. Sie zog die Schultern hoch, nahm kurz den Fuss vom Gas, als sie am Bremgartenfriedhof vorbeifuhr. Unwillkürlich hielt sie die Luft an. Jetzt nicht, entschied sie und drückte das Gaspedal wieder durch.

Als sie schliesslich einen Parkplatz in der Nähe ihrer Wohnung gefunden hatte, schaltete sie den Motor aus und schloss einen Moment die Augen. Ihr Kopf war schwer. Ihr Körper noch schwerer. Auf sie wartete ein leerer Kühlschrank. Der verschmuste Kater ihrer Mutter und der Sessel, in dem ihre Mutter immer gesessen hatte. Die Stille, die nun von den Wänden tropfte.

Um die Rückkehr in die Wohnung hinauszuzögern, griff sie wieder nach ihrem Handy. Der Bildschirm leuchtete auf. Eine neue Nachricht. Ein weiteres Foto. Marceline mit ihrer kleinen Lianne. Ihr Lächeln strahlend, nein, leuchtend. Und wer konnte es ihr verdenken? Ava starrte auf das Bild. Ein heisses Ziehen breitete sich in ihrer Brust aus. Eine Enge, ein Schmerz, der sich in den Rippen verkeilte. Ob sie auch so ausgesehen hätte? Als frischgebackene Mama? Ihr Baby hätte zur gleichen Zeit zur Welt kommen sollen wie das von Marceline. Aber

nur ihre Cousine hielt ein Kind im Arm. Ava sog scharf die Luft ein. Ihr Magen zog sich zusammen, ein brennender Knoten aus Wut und Trauer.

Mit zitternden Händen schleuderte sie das Handy von sich weg. Es landete dumpf im Fussraum. Die Enge im Wagen wurde ihr unerträglich. Sie riss die Autotür auf. Mechanisch griff sie nach ihren Taschen, lud sie aus und trottete die letzten Meter nach Hause.

Im Erdgeschoss brannte noch Licht. Die *crêperie* unter ihrer Wohnung war gut besucht, Stimmen schwappten gedämpft nach draussen. Ava stieg die zwei Steinstufen hoch, steckte kurz den Kopf durch die Tür. Wim, der neue Besitzer, drehte sich zu ihr um und grüsste sie mit einem Winken.

«Ich bin wieder da», murmelte sie. «Und nein, keine Crêpes und keine Fragen mehr heute.»

Dann setzte sie einen Fuss vor den anderen, stieg die gewundene Treppe hinauf. Mit jedem Schritt wurde sie langsamer. Als sie vor ihrer Wohnungstür stand, spürte sie, wie ein Gefühl von Leere in ihr aufstieg – so kalt und tief wie eine Schlucht.

Seit einer Stunde sass sie am wackligen Küchentisch und fixierte das Abtropfsieb, das an der gegenüberliegenden Wand hing. Ihr Tee war längst kalt geworden. Abwesend strich sie mit der Hand über den Rosmarinstrauch, der auf dem Fensterbrett neben dem Küchentisch stand. Der Haufen mit den Scherben der Teetasse ihrer Mutter lag kläglich in einer Ecke auf dem Boden. Ava hatte nicht die Kraft gefunden, ihn zu beseitigen, nachdem ihr die Tasse kurz vor ihrem hastigen Aufbruch nach Utrecht heruntergefallen war. Auch jetzt konnte sie sich nicht dazu aufraffen. Die Fotosession bei Marceline, die lange Reise hin und zurück und Avas emotionale Achterbahnfahrt hatten ihre restliche Energie aufgebraucht. Ihr Akku war leer.

Das Abtropfsieb starrte sie mit seinen hundert Augen an, als wollte es sagen: «Hör auf, Trübsal zu blasen. Mach endlich was.»

Ava starrte trotzig zurück. «Von wegen Trübsal blasen. Ich bin fix und fertig. Und du bist nur ein verdammtes Abtropfsieb. Also halt die Klappe.»

Oh Mann, dachte sie, jetzt rede ich schon mit einem Abtropfsieb! Ava hielt den Anblick der Scherben nicht mehr aus. Sie stand seufzend auf und lief ziellos durch die Wohnung. Ihr gemütliches Heim kam ihr auf einmal zu eng vor. Die Linde vor dem Fenster war ihr zu kahl. Die Stadt zu grau. Der Duft aus der *crêperie* zu heiter. Eine Welle der Sehnsucht schwappte über sie. Ava wünschte sich nichts sehnlicher, als jetzt mit ihrer Mutter auf dem Sofa zu sitzen. Einfach zu reden, ihre Stimme zu hören, in ihrer Nähe zu sein. Die Traurigkeit traf sie wie ein Platzregen. Ava schüttelte den Kopf. Nicht schon wieder. Nicht jetzt. Sie brauchte dringend frische Luft und stieg über die knarrende Treppe hinauf aufs Dach. Oben angekommen liess sie ihren Blick über die abendliche Stadt schweifen. Es kam ihr alles so fremd vor. Sie froh jämmerlich, als der Wind durch ihre Kleider stach, aber das war ihr egal. In jeder Ecke ihrer Wohnung lebten tausend Erinnerungen. Erinnerungen an ein Leben, das vorbei war. Ava hatte sich in den letzten Monaten vergraben – in ihrer Arbeit, in ihren Kanälen, vor dem Bildschirm. Alles nur, um den Schmerz nicht fühlen zu müssen. Sie konnte nicht mehr so weitermachen, sie *wollte* nicht mehr so weitermachen. Sie hatte das Gefühl, hier nicht atmen zu können. Und mit einem Mal wusste sie: Sie konnte nicht hierbleiben. Sie musste fort.

Plötzlich überkam sie eine wilde Entschlossenheit. Jetzt oder nie. Wenn sie bis morgen wartete, würde sie der Mut verlassen. Ava sprang auf und rannte durch das Treppenhaus hinunter in ihre Wohnung. Ihre Bewegungen waren hastig, doch in ihrem Kopf lief alles nach einem klaren Plan ab. Sie wusste, was zu tun war. Ein Griff in den hohen Schrank – ein paar Kleider, Basics, Zahnbürste, Ladekabel.

Sie wollte raus aus der Stadt. Weg von Bern. Weg von den Erinnerungen, die sich wie unsichtbare Ketten um sie legten. Weg von diesem Grau in ihrem Leben. Sie wollte in die Wärme. Sie wollte an einen Ort, der fein duftete. Sie brauchte Sonne. Bäume. Blumen. Farben. Und vor allem: Ruhe.

Sie stopfte alles in ihre Reisetasche. Etwas fehlte noch. Ava ging ins Bad, zog eine Schublade auf und griff nach ihrem Beutel mit den Menstruationsprodukten.

«So, jetzt müsste alles drin sein», murmelte sie halblaut.

Ein klägliches Miauen ertönte hinter ihr.

«Sansibar!» Ava wirbelte herum.

Der Kater ihrer Mutter sass in der Tür, den Schwanz um die Pfoten geschlungen, und musterte sie vorwurfsvoll. Ava seufzte. «Ach Sansibar.» Natürlich! Jemand musste sich um ihn kümmern. Und um ihre Pflanzen. Und um die Post. Wie konnte sie das nur vergessen?

Sie setzte sich an den Küchentisch, riss einen Zettel von ihrem Notizblock und schrieb eine kurze Liste. Ihr Verstand war wieder da. Hörte sie gerade ihr Abtropfsieb in der Küche applaudieren? Sie griff nach ihrem Handy und tippte in Windeseile eine Nachricht.

Hey, ich fahre heute Abend noch weg. Brauche deine Hilfe für Sansibar und meine Pflanzen. Triffst du mich in einer halben Stunde auf der Lorrainebrücke? Sie drückte auf Senden. Wartete.

Solveig war online. Die Antwort kam sofort. *Klar. Ich bringe uns Tee mit. Bis gleich! Love, S.*

Ava atmete aus. Sie war fertig zur Abreise, wollte nur noch einen kurzen Blick in die Küche werfen. Die Scherben lagen immer noch dort, wo sie hingefallen waren. Sie hätte sie längst weggefegen sollen, doch sie konnte nicht. Wie entsorgte man etwas, an dem so viele Erinnerungen hingen – auch wenn es nun in Trümmern lag?

Unten in der *crêperie* hing der Duft von warmem Teig und geschmolzener Butter in der Luft, vermischt mit dem Aroma von gebranntem Zucker und der Erinnerung an ihre Mutter. Ihre Mutter hatte an diesem Herd tausende Crêpes gemacht. Nun stand Wim dort und wendete geschickt einen der hauchdünnen Pfannkuchen.

Als er Ava sah, hob er überrascht die Augenbrauen. «Schon wieder unterwegs? Bist du nicht erst gerade angekommen?»

Ava hob kurz ihre Reisetasche an und lächelte schief.

Er musterte sie kurz. «Eine weitere Geburt?»

Ava schüttelte den Kopf. «Nein, was anderes.»

Er fragte nicht weiter, was ihr nur recht war. Sie hätte ihm nicht erklären können, was sie vorhatte. Sie wusste es ja selbst nicht so genau. Er wischte sich die Hände an einem Tuch ab und lehnte sich gegen die Theke.

«Wie lange bleibst du weg?»

«Ehrlich gesagt, ich weiss es nicht.»

Er nickte, als wäre das eine völlig ausreichende Antwort. «Sansibar und die Post?»

«Ja gern. Wenn es dir nichts ausmacht? Solveig kommt ein paar Mal die Woche vorbei, um ein bisschen Zeit mit ihm zu verbringen und die Pflanzen zu giessen.»

«Passt.» Wim winkte ab. «Mach dir keine Sorgen. Den Schlüssel habe ich ja.»

Ava atmete erleichtert aus. Eine Sache weniger auf ihrer Liste.

«Danke, Wim. Du bist ein Schatz!» Sie drückte ihm den Arm, bevor sie die *crêperie* verliess.

Kurz darauf parkte sie ihr kleines Auto im Halteverbot. Sie zog ihre Jacke fester um sich, während sie die paar Schritte zur Lorrainebrücke ging. Die Nacht war kalt, die Strassenlaternen warfen lange Schatten. Der Wind roch trostlos nach Flusswasser und nassen Blättern. Am Anfang der Brücke lehnte sie sich an die Sandsteinmauer, ihre Finger fuhren über die raue Oberfläche. Sie war hellwach. Ihr Kopf surrte wie eine Hochspannungsleitung – am liebsten wäre sie gleich losgefahren. In ihrer Jackentasche vibrierte es. Ava zog das Handy aus der Tasche. Die Agentur. Sie ignorierte den Anruf. Obwohl sie freischaffend war, gab es so etwas wie Bürozeiten bei ihr. Etwas, das die Agentur noch nie respektiert hatte. Eine Minute später ploppte eine Nachricht auf.

Ava, kannst du nicht eine Ausnahme machen? Wir haben ein Problem mit dem Editorial-Shooting nächste Woche. Der Fotograf ist kurzfristig abgesprungen. Du bist die Einzige, die den Look bereits umgesetzt hat. Wäre wirklich ungünstig, wenn du nicht erreichbar bist ...

Ava verdrehte die Augen. Nicht mein Problem, dachte sie gereizt. Sie stopfte das Handy zurück in die Tasche, nur um es nach wenigen Sekunden ungehalten wieder rauszuziehen. Noch eine Nachricht, diesmal von einem Magazin, für das sie vor Monaten ein Feature fotografiert hatte.

Hi Ava, das Interview zu deiner Reportage ist noch nicht freigegeben – wir müssen dringend die letzten Details klären! Bitte ruf uns zurück, wir können nicht ohne deine Zustimmung veröffentlichen. Deadline ist morgen.

Ava atmete scharf aus. Immer war etwas. Immer wollten sie alle noch eine Kleinigkeit. Und immer gerade sofort. Kurz entschlossen tippte sie eine automatische Abwesenheitsnotiz in ihr E-Mail-Programm. Dann deaktivierte sie die Benachrichtigungen für alle Apps. Auf ihrer Webseite und ihren Social-Media-Kanälen setzte sie einen kurzen, klaren Satz: *Ava befindet sich in einer kreativen Auszeit. Anfragen werden aktuell nicht beantwortet.*

Kreative Auszeit, *my ass*. Sie war reif für die Insel. Unruhig trat sie von einem Fuss auf den anderen. Die halbe Stunde war längst rum. Wo blieb Solveig bloss? Sie war nicht gut im Warten. Nicht jetzt, wo sie sich entschieden hatte, wegzufahren. Auch wenn sie noch keinen Plan hatte, wohin. Sie wusste noch nicht einmal, in welche Richtung sie die Stadt verlassen würde. Sie sah auf ihr Handy. Keine Nachricht von Solveig. Dafür ein weiteres Foto von der kleinen Lisanne. Sie schloss die Augen, konzentrierte sich auf die gedämpften Geräusche der Stadt. Das ferne Dröhnen eines Busses, das leise Plätschern des Flusses unter ihr, das Knirschen von Fahrradreifen auf dem Kopfsteinpflaster. Solveig liess sich Zeit.

Eine helle Fahrradglocke klingelte hinter ihr. Ava drehte sich um – gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie Solveig in einem Affenzahn heranraste. Das Licht ihres Rades tanzte über das Kopfsteinpflaster der Brücke. Sie bremste scharf, sprang halb vom Sattel und fiel Ava in die Arme, noch bevor sie richtig stand.

«Da bist du ja!»

Solveigs Arme schlangen sich um sie, warm und fest. Niemand umarmte so wie sie – so voller Kraft, so voller Leben, als könnte allein die Umarmung eine verlorene Seele einfangen. Zum ersten Mal seit Wochen huschte ein Lächeln über Avas Lippen. Die Freude hielt allerdings nicht lange. Ein Hauch von Schuldgefühl kroch in ihr hoch. Sie hatte sich zurückgezogen, von allen. Auch von ihrer besten Freundin. Und nun war sie hier, spätabends, weil Ava sie brauchte – weil sie sich aus dem Staub machen wollte.

«So schön, dich zu sehen!» Ihre Augen strahlten, ihr Atem ging noch schnell vom Radfahren. Sie trat einen Schritt zurück, während sie Ava an den Armen festhielt, und musterte sie mit diesem prüfenden Blick, der nichts übersah.

«Jetzt erzähl mal, worüber wolltest du reden? Und warum um Himmels willen hier auf der Brücke?»

Ava schluckte. «Ich fahre für eine Weile weg. Ich weiss noch nicht, wohin. Aber ich muss hier raus, weg von Bern. Weg von allem.»

Solveigs Lächeln verblasste nicht, sie schwieg nur einen Moment. Ihr Blick wurde sanft, fast ein wenig mütterlich, so wie früher, wenn sie bei Gewitter Avas Hand gehalten hatte, weil der Donner zu laut krachte.

Dann nickte sie langsam. «Gute Idee, meine Liebe. Tu das. Ich kümmere mich um alles. Wohnung, Katze, Post. Ich spreche mich mit Wim ab.»

Ava fiel ein Stein vom Herzen. Die liebe Solveig. Sie hatte sie nicht einmal bitten müssen. Und plötzlich war das Gewicht auf ihrer Brust ein kleines bisschen leichter.

Ihr Handy vibrierte erneut. Ohne hinzusehen wusste sie, dass es die Agentur war. Nur die hatten den Nerv. Wahrscheinlich wollten sie sie jetzt überreden, doch noch das Shooting zu übernehmen, weil die Welt sonst unterging. Sie war so müde davon. Von den Erwartungen. Von den ständigen Anfragen. Von diesem verdammten Handy, das sie wie eine elektronische Fussfessel an ihre Arbeit kettete.

Blitzschnell – als hätte ihr Körper schneller reagiert als ihr Verstand – traf sie eine Entscheidung. Ohne zu zögern, griff sie nach dem Handy, drehte sich zur Brüstung und holte aus. Es war ein einziger, flüssiger Bewegungsablauf. Wie ein Kind, das einen Schneeball mit voller Wucht ins Nirgendwo schleudert. Weg damit. Das Gerät flog in einem perfekten Bogen durch die Nacht, drehte sich in der Luft, ein kleines blinkendes Rechteck gegen das dunkle Wasser. Ein dumpfes Plopp – und es war fort.

«Ava ...» Solveig blieb der Mund offen stehen.

Ava lachte auf. Das war gut. Verdammt gut. Zum ersten Mal seit Wochen – vielleicht sogar seit Monaten – hatte sie das Gefühl, genau das getan zu haben, was sie wirklich wollte.

Inzwischen hatte Solveig offenbar ihre Sprache wiedergefunden. Nachdenklich legte sie den Kopf schief und fragte mit ernster Miene: «Und was, wenn du jetzt einen Barsch am Arsch triffst und er deswegen untergeht? Kannst du das verantworten?»

Ava prustete los. Die ganze Anspannung, die sich seit ihrer Fahrt nach

Utrecht aufgebaut hatte, fiel mit einem Mal von ihr ab. Sie lachte so heftig, dass ihr die Luft weg blieb; sie hielt sich die Rippen, und weil ihre Knie nachgaben, musste sie sich mit beiden Händen auf die Brüstung stützen. Solveig stimmte ein, lachte mit ihr, bis sie sich die Tränen von den Wangen wischte. Ein Barsch mit einer Beule – das fehlte gerade noch. Doch die Hauptsache war, dass das verdammte Handy endlich weg war.

Dann wurde ihre Freundin plötzlich ernst. «Ava, ich will ein Versprechen von dir.»

Die Vehemenz in Solveigs Stimme liess sie aufhorchen. «Ein Versprechen?»

Solveig trat einen Schritt zurück, sah sie direkt an. Ihr Blick nun nicht mehr neckend, nicht mehr liebevoll belustigt, sondern eindringlich.

«Ich will, dass du dich um dich kümmerst, Ava. Wirklich. Ich will, dass du, egal wo du ankommst, etwas für dich tust. Therapie, Coaching, von mir aus auch ein verdammtes Meditationsretreat – irgendwas, das dich nicht einfach nur funktionieren, sondern dich wieder fühlen lässt. Such dir einen Frauenkreis – die findest du überall. Versprich mir, dass du etwas davon machst.»

Ava wich ihrem Blick aus, trat mit der Fussspitze gegen einen losen Stein. Ihr Hals wurde eng.

«Ich weiss nicht ...» Ihre Stimme war brüchig. Sie räusperte sich. «Ich weiss nicht, ob ich das kann.»

Solveig verschränkte die Arme. «Natürlich kannst du das. Und du musst es auch. Sonst gehst du daran kaputt.»

Ava schluckte.

«Ich sehe doch, wie es dir geht.» Solveigs Stimme war jetzt weicher, wenn auch nicht weniger bestimmt. «Du hältst dich nur noch an einem dünnen Faden fest. Und ich habe Angst, dass er reisst.»

Ava spürte, dass sich etwas in ihr zusammzog. Eine Mischung aus Widerstand und Erschöpfung. Normalerweise hätte sie jetzt abgewunken, einen Spruch gemacht, das Thema beiseitegeschoben. Sie konnte es nicht. Nicht mehr. Solveig hatte recht. Also nickte sie nur. Ein leises, zögerliches Nicken. Ein grösseres Zugeständnis konnte sie im Moment nicht machen.

«Hier. Nimm das für die Fahrt.» Solveig öffnete ihren Rucksack und zog eine gut gefüllte Bäckertüte und einen *refill-cup* mit Tee heraus. «Schick mir eine Postkarte, damit ich weiss, wo du gelandet bist, ja?» «Versprochen.» Ava verstaute die Sachen auf dem Beifahrersitz. Dann druckste sie etwas herum. «Da wäre noch etwas. Könntest du auch nach den Gräbern sehen? Nach beiden?»

Solveig nickte. «Natürlich. Mach dir keine Sorgen.»

Ava strich Solveig über die Hand. «Danke», murmelte sie. «Danke für alles, Solveig.»

Im nächsten Moment sprang sie ins Auto und gurtete sich an. Sie wollte keine Abschiedsszene. Ava hasste Abschiede.

Solveig klopfte noch einmal wild an ihr Fenster. «Vergiss nicht, dass du genug isst. Du weisst schon ...»

Ava hatte es plötzlich eilig. Solveig war eine Seele von Mensch, aber sie wollte jetzt los, sie musste tun, was sie für richtig hielt. Sonst wäre ihr Entschluss vielleicht ins Wanken geraten. Schwungvoll setzte sie ihren roten Mini zurück und winkte Solveig noch einmal zum Abschied, deren Gestalt im Rückspiegel rasch kleiner wurde.

Ava schlug den Weg Richtung Lausanne ein, dann weiter nach Genf. Es zog sie in den Süden, sie wollte Rosmarin riechen. Wilden Rosmarin. Ja, sie wollte dem Duft des Rosmarins folgen und gab ihrem inneren Kompass den Auftrag, sie dorthin zu führen, bis ihr Körper oder etwas anderes Stopp sagte. Dieser Plan beflügelte sie und zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr aus Utrecht fühlte sie sich zuversichtlicher und merkte sogar einen Hauch von Abenteuerlust.

Nachdem sie die Grenze nach Frankreich passiert hatte, ass sie von den frischen Semmeln und dem feinen Gebäck und dachte an Solveig. Die Freundin war ein Fels in der Brandung, Warmherzig und humorvoll. Sie kannten sich seit Ewigkeiten. Ein Gefühl von Wärme durchströmte Ava, das nicht allein von dem leckeren Ingwertee kam, den Solveig ihr mitgebracht hatte. Was immer auch geschehen mochte, wohin auch immer es sie nun verschlagen würde: Sie hatte Solveig.

Aus Gewohnheit wollte sie nach ihrem Handy greifen. Das lag allerdings auf dem Grund der Aare. Ava stellte sich vor, wie der Barsch nun in ihrem Namen die Anrufe entgegennahm – missmutig, mit auf-

geblähten Kiemen, vielleicht mit einer Lesebrille schief auf der Nase, während er in seiner schleimigen Unterwasserzentrale zwischen Algen und Flusskieseln sass.

«Nein, Frau Seilaz ist leider nicht verfügbar. Sie befindet sich in einer kreativen Auszeit. Und jetzt lassen Sie mich in Ruhe, ich habe Wichtigeres zu tun.»

Sie kicherte.

Mit einem Blick auf die Uhr stellte sie verwundert fest, wie lange sie schon gefahren war. Ohne GPS und Routenplaner war ihr die Orientierung etwas abhandengekommen. Sie wurde immer müder und der Tank war fast leer. Bereits an Grenoble vorbei fand sie eine Raststätte. Sie schüttelte ihre verkrampten Hände, tankte voll und sah sich um. Kein guter Ort, um eine längere Pause zu machen. Sie fuhr weiter, die Strassen wurden kleiner und schlängelten sich in Serpentinaugen zum Col de la Croix-Haute hinauf. Weit und breit war kein Fahrzeug zu sehen, und Ava fragte sich in einem Anflug von Panik, was um Himmels willen sie allein mitten in der Nacht in dieser verlassenem Gegend machte. Was, wenn ihr ein Reh vor das Auto sprang? Oder ein Dach? Sie wollte auf keinen Fall einen Dach überfahren. Wieso kam sie ausgerechnet auf Dachse? Gab es die hier überhaupt? Jedenfalls könnte sie niemanden anrufen, falls etwas passierte. Sie kam sich auf einmal sehr töricht vor.

Bei der Abzweigung Richtung Mens fing sie an zu kichern. Anstatt der roten Zelte und Frauenkreise gleich eine ganze Stadt für Menstruierende. Na, das wäre ja mal was! Wie gern hätte Ava jetzt Solveig neben sich gehabt und mit ihr gelacht.

In Serres konnte sie die Augen kaum offenhalten und hielt auf einem Parkplatz an. Hinter sich hörte sie das Rauschen eines Baches.

Sie packte sich in ein paar Woldecken ein, die immer im Auto lagen, schloss die Augen und fror. Sie musste bald einen Ort finden zum Bleiben, bevor die Menstruation kam. Sie brauchte eine Höhle, wo es wenigstens warm genug war. Eingezwängt in den unbequemen Sitz ihres Minis fand sie keinen Schlaf. Tausend Gedanken gingen durch ihren Kopf. Der Himmel war übersät mit Sternen. Wann hatte sie zuletzt so einen fantastischen Sternenhimmel gesehen? Waren ihre Mutter und

ihr Baby irgendwo da oben? Sie fühlte sich so verloren und einsam, dass es wehtat.

Ein Klopfen an die Fensterscheibe liess sie zusammenzucken; offenbar war sie doch noch eingeknickt. Eine junge Frau hielt einen dampfenden Becher hoch und schaute sie fragend an. Ava öffnete die Tür und nahm den Becher entgegen. Heisser Kakao. Dankbar wärmte sie ihre Hände an der Tasse und nahm vorsichtig den ersten Schluck. Erst im Tageslicht sah sie das grosse, handbemalte Schild – sie hatte gestern Nacht tatsächlich auf einem Parkplatz für Besucher angehalten. Ava versprach der Frau, dass sie gleich ins Café käme, um den Kakao zu bezahlen. Die Sonne fiel auf ihr Auto, das zu dampfen begann. Sie schälte sich aus den Decken, schaute kurz in den Rückspiegel, verzog das Gesicht zu einer Grimasse und fuhr sich mit der Hand über den Kopf. Ihr Spiegelbild sah blass und zerknittert aus, was ihre Laune nicht gerade verbesserte. Die Zeiten, in denen sie es abenteuerlich fand, in ihrem kleinen Auto zu übernachten, waren wohl fürs Erste vorbei.

Das Café war fast leer, als Ava sich eine Tasse starken Schwarztee und ein *pain au chocolat* bestellte. Im Schwedenofen flackerte ein Feuer und wärmte sie wieder auf. Von ihrem Tisch aus blickte sie in eine kleine Boutique, die voll war mit Kunsthandwerk. Auf einem Schild las sie, dass hier lokale Künstler ausstellten, Skulpturen aus Holz, genähte Taschen, Mosaikkacheln und auch fantastisch illustrierte Kinderbücher und handgestrickte Pullover wurden präsentiert. Ava kaufte sich den wärmsten Pullover und zog ihn gleich an. Er fühlte sich nach reiner Alpakawolle an und erinnerte sie an Lilly, die Doula ihrer Cousine.

Sie wechselte ein paar Worte mit der jungen Frau vom Parkplatz, die offenbar auch die Besitzerin der Boutique war, und stellte erleichtert fest, dass ihr Französisch nach wie vor leicht von der Zunge rollte. Eine schöne Sprache. Sinnlich. Ava wünschte sich wieder mehr Sinnlichkeit in ihrem Leben. Ein guter Anfang war gemacht mit dieser ersten Unterhaltung und dem köstlichen Gebäck. Sie musste an ihren Rosmarin-Kompass denken und hatte es nun eilig, weiterzufahren.

Um zehn Uhr sass sie wieder im Auto. Ihre Schultern brannten, ihre Augen waren schwer. Sie hatte viel zu wenig geschlafen in den letzten zweiundsiebzig Stunden. Es gab überall Ausfahrten oder Parkplätze,

an denen sie einfach hätte anhalten und die Augen schliessen können. Doch sie tat es nicht. Sie suchte nach einem Ort, von dem sie nicht wusste, wo er war. Nicht einmal, ob es ihn überhaupt gab. Sie wusste nur, dass sie ihn brauchte.

Also fuhr sie weiter, liess die Autobahn hinter sich und steuerte Richtung Sisteron. Die imposanten Stadtmauern und die Festung ragten hoch über ihr auf, alte Wachtürme gegen den tiefblauen Himmel. *Porte de la Provence*, Tor zur Provence, stand auf einem Schild zu lesen. Das klang verheissungsvoll. Für einen Moment war sie versucht, einen Stopp einzulegen, sich die Beine zu vertreten, aber angesichts der dichten Menschenmenge auf dem Wochenmarkt verwarf sie den Gedanken sofort. Viel zu viele Leute. Nichts für sie. Sie wollte weiter. Tiefer hinein in die Stille.

Nachdem sie Sisteron hinter sich gelassen hatte, bog sie nach Westen ab. Die Landschaft begann sich zu verändern. Das Land lag brach im Vorfrühling, sanfte Hügel wuchsen in die Weite, zwischen denen vereinzelt alte *bories* standen – kleine, runde Steinhütten, die einst Hirten als Unterstand dienten. Die Olivenhaine wurden zahlreicher, ihre knorrigen Stämme wirkten wie uralte Hüter der Erde. Ava versuchte, sich auf die Strasse zu konzentrieren, die sich in langen Kurven hinzog. Aber je länger sie fuhr, desto unwohler fühlte sie sich. Ihr Herz begann zu rasen. Ein dumpfes Pochen im Brustkorb. Ihr Magen krampfte und sie hatte Durst. Das *pain au chocolat* war längst verpufft.

In Saint-Étienne fuhr sie durch die engen Gassen, die kaum für ein Auto gemacht waren. Als sie an einer besonders schmalen Stelle beinahe an einer Hauswand entlangschrammte, schnappte sie nach Luft. Ihre Hände waren feucht, sie umklammerten das Lenkrad wie einen Rettungsring. Sie musste ganz dringend eine Pause machen. Ein Wegweiser zeigte nach Banon, der Name verschwamm kurz vor ihren müden Augen, bevor er sich erneut scharf stellte. Sie folgte ihm und fuhr durch Eichenwälder die geschwungene Strasse entlang.

Endlich konnte sie sich entschliessen, neben einem Wäldchen kurz auszusteigen. Sie fühlte sich zittrig und holte tief Luft. Mit den Fingerspitzen drückte sie leicht auf ihre geschlossenen Augenlider, massierte kurz ihre Schläfen, dann klopfte sie sich mit der flachen Hand auf den

Scheitel – ein verzweifelter Versuch, wieder munterer zu werden.

Sie war jetzt den ganzen Tag scheinbar ziellos durch die Gegend gefahren, hatte Ortsnamen gelesen, die wie Versprechen klangen, brachliegende Felder gesehen, verfallene Hütten, ockerfarbene Häuser mit blauen Fensterläden, die im letzten Licht des Tages aufleuchteten. Sie wusste nicht mehr, ob sie all das wirklich gesehen hatte oder ob ihr übermüdeten Geist ihr längst Streiche spielte. Sie führte deprimierende Selbstgespräche, um sich wachzuhalten, ihre Stimme klang rau und fremd in ihren Ohren.

Die Dämmerung stand kurz bevor, die Schatten wurden länger, das Licht weicher. Es war die Stunde, in der sich die Welt zwischen Tag und Nacht verlor – und Ava sich gleich mit. Ihr Verstand drängte sie, sich endlich ein kleines Hotel zu suchen, die Zimmertür hinter sich zu schliessen, sich in ein frisch bezogenes Bett fallen zu lassen. Sie dachte sehnsüchtig an ein grosses Glas Wein und zwölf Stunden Schlaf. Oder zwölf Gläser Wein und ein paar Stunden Schlaf. Doch sie fuhr weiter. Als würde sie einem unsichtbaren Kompass folgen, der sie so lang weiterdrängte, bis sie am Ziel wäre.

Vor einer *boulangerie* in Simiane-la-Rotonde nahm sie einem plötzlichen Impuls folgend eine scharfe Linkskurve. Zu schnell. Viel zu schnell. Die Reifen quietschten, der Wagen neigte sich gefährlich zur Seite. Ava krallte sich ans Lenkrad, ihr Herz raste. Für einen Moment war sie sicher, dass sie die Kontrolle verlieren würde. Der kleine Seitenweg hatte ihren Namen geflüstert und sie war in letzter Sekunde abgebogen. Vielleicht hatte sie sich das auch nur eingebildet? Sie schlug mit der flachen Hand gegen das Lenkrad, der Schreck liess sie fluchen. «Ava, jetzt mal halblang, okay? Strassen flüstern nicht. Nimm endlich deinen bekloppten Fuss vom Gas. Iss was. Denk nach. Was ist, wenn du einen Unfall baust, mitten in der Pampa?!»

Und doch fuhr sie weiter. Der Wagen rumpelte über die schmale Strasse, wirbelte Staub auf, die Räder fanden mit Mühe Halt auf dem losen Untergrund.

Die Landschaft begann, sich zu verändern. Die Felsen links und rechts ragten dunkel auf, schienen ihr etwas zuzuraunen. Die knorrigen Ei-

chen bogen sich unter dem Wind, als würden sie ihr Zeichen geben. Alles fühlte sich seltsam entrückt an. Auf einer verlassenen Weide flog eine Kleinhohreule auf, lautlos, ihre Flügel strichen schattenhaft durch die Dämmerung. Sie spürte einen immensen Sog. Etwas zog sie weiter. Als hätte eine unbekannte Kraft das Steuer übernommen. Sie passierte eine kleine Steinbrücke, der Wagen holperte über die unebene Oberfläche, die Stossdämpfer quietschten. Der Weg führte weiter in die Höhe, in einen Buchenwald, der gerade sein erstes zartes Grün zeigte. Ein Windstoss fegte über die Strasse. Ort und Zeit vermischten sich. Sass sie noch neben Josh?

Plötzlich fühlte sie ein Pochen in den Schläfen, ein Vibrieren lag in der Luft. Mit einem Mal wusste sie es. Kein blosses Gefühl, sondern klare Gewissheit. Hier. Genau hier würde sie anhalten.

Sie nahm den Fuss vom Gas, lenkte den Wagen auf einen einladenden Platz vor ein paar alten Gebäuden und kam langsam zum Stehen. Der Motor verstummte mit einem tiefen Seufzen, als hätte auch er verstanden, dass die Reise hier für heute zu Ende war.

Eine Weile sass sie nur da und schaute. Die uralten zerklüfteten Steinmauern schienen den Wind der Jahrhunderte in sich gespeichert zu haben. Zwischen den Fugen wuchsen Wildkräuter, und dort, wo das Licht sie traf, leuchteten sie grün und silbrig auf. Föhren ragten hoch in den Himmel, ihre tiefen Wurzeln griffen in die Erde wie Finger. Und Eichen – riesig, knorrig, voller Geschichten, die keiner je hören würde. Ihr Blick fiel auf ein blaues Schild, auf dem in geschwungenen Lettern *Jardin de Roses*, Rosengarten, stand. Ava blinzelte. Was für ein schöner Name. Sie griff nach der Tür, öffnete sie langsam, liess ihre Füße vorsichtig auf den Boden sinken, als müsste sie erst testen, ob sie noch laufen konnte. Langsam erhob sie sich. Ihre Beine zitterten. Ihr Kreuz schmerzte von der langen Fahrt.

Über ihr erklang ein Vogelkonzert. Kein Lärm, sondern eine Melodie, die sich mühelos mit dem Duft der Erde, dem schattigen Wald und dem warmen Geruch von sonnengetrocknetem Holz vermischte. Die Luft hier fühlte sich anders an, weicher und dichter. Steininformationen glänzten im schillernden Abendlicht, polierte Juwelen, achtlos auf der Erde verstreut. Ava schloss für einen Moment die Augen. Es war fast zu

schön, um wahr zu sein. Sie öffneten ihre Augen und entdeckte lauschige Plätze mit Steinbänken und verwunschenen Gartenwinkeln. Trampelpfade führten in alle Richtungen. Ein paar Besucher schlenderten über das weitläufige Gelände, langsam, fast andächtig, als wäre dies ein Ort, den man nicht einfach durchquerte, sondern in den man eintauchte. Auf einem kleinen Plateau lagen seltsame, runde Steinbollen, die sie magisch anzogen.

Etwas löste sich in ihrer Brust. Ihr Herz hörte auf, zu rasen, gleichzeitig fühlte sie sich wie nach einem Marathon. Sie entschied sich, auf eines der Steingebäude zuzulaufen, an dem sich Pflanzen emporrankten. Kurz bevor sie hineinging, streifte sie einen grossen Busch, der neben dem Eingang stand. Ein vertrauter Duft umhüllte sie, leicht würzig und mit diesem unverwechselbar feinen Aroma. Rosmarin.

Bei dem Gebäude musste es sich um eine Kapelle handeln. Obwohl sie Kirchen und Kapellen nicht ausstehen konnte, betrat sie den hellen Innenraum und wurde überrascht. Statt des beklemmenden Gefühls, das sie für gewöhnlich angesichts der grotesken Dekorationen und der schrecklichen Gerüche in Kirchen überkam, spürte sie in diesem Raum etwas ganz anderes. Glasmosaiken in den Mauern stellten die Elemente Wasser, Luft, Feuer und Erde dar. An den Ecken der achteckigen Kuppel waren grosse Muscheln zu sehen. Überhaupt fühlte sich in diesem heiligen Raum alles weiblich, weich, und einladend an.

Ava setzte sich auf einen der Holzstühle. Aus einem Nebenraum ertönten Stimmen. Sie hoffte nur, dass niemand nun in die Kirche kommen würde. Ihr wurde kurz schwarz vor Augen. Sie dachte an den Strauch vor der Tür und der Schwindel ging vorbei.

Am Ausgang hing ein kleines Schild, auf dem stand: Kirche und Garten geöffnet von zehn bis neunzehn Uhr. Ava hatte keine Ahnung, wie spät es war, dem Licht nach bestimmt kurz vor neunzehn Uhr. Sie konnte jedoch nicht weg von hier, sie hatte keine Kraft mehr. Seit dem Frühstück hatte sie nichts gegessen, viel zu wenig getrunken und sie würde jeden Moment anfangen zu bluten.

Aus dem Nebenraum hörte sie erneut Geräusche, ein helles Lachen, gedämpftes Gemurmel und Rascheln. Dann setzten Klaviertöne ein. Kurz danach hörte sie eine vertraute Melodie. Ein Chor sang *May the*

Road rise to meet you, das Lied, das ihre Mutter jahrelang in ihrem Chor gesungen hatte. Dasselbe Lied, das der Chor auf ihrer Beerdigung gesungen hatte.

Avas Kehle schnürte sich zu und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie presste die Lippen aufeinander und begann am ganzen Körper zu zittern. Warum war sie seit Stunden unterwegs, hunderte Kilometer weg von Bern, von ihrer Wohnung, dem Friedhof, den Erinnerungen, nur um an einem Ort zu landen, wo ein Lied, *dieses* Lied, ihre Seele erschüttern konnte? Tränen flossen ihr jetzt unaufhaltsam über die Wangen. Sie musste hier raus, bevor sie der Schmerz ganz übermannte. Ava stemmte sich hoch, doch ihre Beine gaben nach. Sie sackte zusammen. Plötzlich wurde alles dunkel um sie.

Wie durch Watte hörte sie Geräusche. War sie etwa wieder im Krankenhaus? Panik flackerte in ihr auf. Mit geschlossenen Augen tastete sie die linke Seite ihres Unterleibes ab. Nichts. Kein Verband. Keine Infusionen. Auch kein nervtötendes Piepsen, wie es sonst im Aufwachraum von den Geräten zu hören war. Dafür roch es nach Stroh. Durch ihre halbgeschlossenen Augen sah sie terrakottafarbene Kacheln am Boden, warm leuchtend im schwindenden Licht. Ihre schwarzen Schuhe tauchten in ihrem Blickfeld auf. Es waren dieselben, die sie in Utrecht angezogen hatte. Ein plötzlicher Widerwille überkam sie. Sie wollte raus aus diesen Schuhen. Sofort. Ausserdem befand sie sich in einer sehr unbequemen Position. Zusammengesackt hing sie auf einem Holzstuhl mit Strohgeflecht. Ihr Rücken tat weh und jede einzelne ihrer Zehen schien in eine andere Richtung weglaufen zu wollen. Raus aus dieser schmerzhaften Starre. Doch Ava spürte keinen Funken Energie mehr, auch wenn ihre Zehen etwas anderes behaupteten. Ihr Körper war so schwer wie Blei. Mühsam setzte sie sich auf. Ihr Atem ging flach. «Immer schön ein- und ausatmen, Ava», versuchte sie, sich zu beruhigen. Es brachte nichts. Ihr Herz stolperte weiter.

«Immerhin weiss ich nun, wie es sich anfühlt, mal kurz in Ohnmacht zu fallen», sagte sie zu sich selbst. «Wahrlich nicht toll, aber besser, als sich unfreiwillig unters Messer zu legen und mit einem Organ weniger aufzuwachen.»

Mit einer innerlichen Kraffanstrengung drängte sie die aufkeimenden Erinnerungen zur Seite.

Sie befand sich immer noch in der Kirche. Und sie war hundemüde. Müder ging es gar nicht, ohne tot zu sein. Wenn sie sich nur mal wieder richtig ausschlafen könnte. Das würde allerdings warten müssen. Denn zunächst musste sie raus hier, und zwar am besten gleich.

Das Wattegefühl in ihren Ohren hatte sich mittlerweile aufgelöst, so dass die Musik aus dem Nebenraum zu ihr drang. Das Rutschen der Stühle, das Rascheln der Notenblätter, das Gekicher der Soprane, das Brummen der Bässe und schliesslich die klare Ansage eines Dirigenten. Sie kannte diese Geräusche zu gut. Seit sie denken konnte, waren sie Bestandteile ihres Lebens. Und im Moment waren sie Folter für sie.

Das Licht im Raum begann zu schwinden. Am liebsten wäre sie auch gleich wieder in die Dunkelheit abgetaucht. Hätte die Realität vergessen, keine Entscheidungen mehr treffen müssen. Und nichts mehr hören. Keine Musik, keine Chöre und schon gar nicht dieses irische Lied. Lieber würde sie sich einen Weisheitszahn ohne Betäubung ziehen lassen. Also musste sie jetzt aufstehen. Doch das war einfacher gesagt als getan. Bei dem Versuch, sich langsam aufzurichten, begann sich alles in ihrem Kopf zu drehen, die Farben der gläsernen Mosaikfenster in der Kuppel vermischten sich zu einem verzerrten Regenbogen. Ein dumpfes Rauschen breitete sich in ihrem Schädel aus. Genervt liess sich Ava wieder auf den Sitz fallen.

Wie spät mochte es wohl sein? Sie brauchte noch einen Platz für die Nacht. Ein Bett. Der Gedanke an eine weitere Autofahrt in der Dunkelheit liess sie aufstöhnen. In diesem Zustand würde sie es nicht einmal bis zum Parkplatz schaffen. Ausserdem hatte sie schrecklichen Durst. Sie hatte den ganzen Tag über viel zu wenig getrunken.

Plötzlich hörte sie Schritte hinter sich und zuckte zusammen. Der kleine Adrenalinstoss liess sie aufrecht sitzen. Sie wollte nicht, dass sie jemand in diesem jämmerlichen Zustand sah. Ausserdem hatte sie keine Ahnung, ob sie überhaupt in dieser Kirche sein durfte. Eine Hand berührte sie behutsam an der Schulter.

«Nicht erschrecken», sagte eine honigwarme Stimme in französischem Singsang hinter ihr.

Ava drehte sich um und blickte in zwei strahlend blaue Augen, die sie offen anlächelten. Sie gehörten zu einer Frau, die ein farbenfrohes, fließendes Kleid trug, das sanft bei jeder Bewegung mitschwang, als würde es die Luft streicheln. Ihr silbergraues Haar war locker aufgesteckt, ein paar Strähnen hatten sich gelöst und umspielten ihr Gesicht – ein Gesicht voller feiner Linien, die nicht von der Zeit gezeichnet zu sein schienen, sondern von Lachen und Freude. Ava fand sie wunderschön. Und für einen Augenblick war sie bezaubert von der Ruhe in ihrer Stimme, vom Leuchten ihrer Augen.

«*Bonsoir*», sagte die Frau leise. «Ich bin Danielle, die Besitzerin des Rosengartens. Ich habe hier etwas für dich.» Sie reichte Ava einen Rosmarinzwig. «Jeder, der den Rosengarten zum ersten Mal betritt, bekommt von mir ein Geschenk. Gib gut auf ihn acht. Er hat Zauberkräfte.» Die Frau zwinkerte ihr zu – winzige Lachfältchen zeichneten sich um ihre Augen ab.

Ava griff mechanisch nach dem Zweig. Rosmarin? War das ein Witz? Dann fror sie ein. Für einen Sekundenbruchteil hatte sie geglaubt, diese Frau wäre ihre Mutter. Was für ein Unsinn! Ihre Mutter war fort. Für immer. Ava merkte, dass ihr plötzlich die Tränen kamen. Unwirsch wischte sie sich mit dem Ärmel über die Augen. Sie hasste es, vor anderen zu weinen. Erst recht vor Fremden. Doch die Frau schien nichts zu bemerken.

«Es ist sieben Uhr», sagte sie. «Ich schliesse für heute ab, aber keine Eile. Du kannst ruhig noch ein wenig hier sitzen bleiben – ich komme wieder.» Sie wandte sich zum Gehen, ihr Kleid bewegte sich leicht mit jedem Schritt.

Ava war froh, dass sie sie nicht zum Aufstehen gedrängt hatte.

Die Geräusche aus dem Nebenraum nahmen zu. Diesmal eine tragende Männerstimme – tiefer und volltönender. Sie kämpfte erneut gegen die Tränen an, presste die Handballen auf ihre Augen. Es half nichts. Wenn sie doch nur endlich aus dieser Kirche herauskäme.

Danielle öffnete die Hintertür zur kleinen Bistroküche. Der vertraute Duft von warmem Seifenwasser empfing sie. Ben stand am Spülbecken, seine Kaffeetasse in den Händen. Er hatte die Ärmel seines Hemdes

bis zu den Ellenbogen hochgekremgelt, das Wasser tropfte von seinen Fingern, während er die Tasse abspülte. Danielle lehnte sich gegen die Wand und schloss kurz die Augen.

«Was ist los? Warum bist du nicht in der Chorprobe?» Ben klang überrascht. Er griff nach dem Geschirrtuch und trocknete die Tasse ab. «Weil ich deine Hilfe brauche», sagte sie schliesslich und rieb sich mit einer langsamen Bewegung über die Hände.

Ben stellte die Tasse beiseite. «Ist etwas passiert?»

Danielle atmete aus. «In der Kirche sitzt eine Frau, der es nicht gut geht.»

Ehe Ben etwas erwidern konnte, sprach Danielle weiter. «Ich habe sie zuerst eine Weile vom Chorraum aus beobachtet, durch den Türspalt. Sie hat mit sich selbst geredet und wirkt irgendwie verloren. Und sehr erschöpft.»

Ben runzelte die Stirn, sagte jedoch nichts.

Danielle bemerkte sein kurzes Zögern, bevor er sich die Hände mit einem blumenbedruckten Baumwolllappen abtrocknete, das Spülbecken auswischte und das Tuch mit einem geübten Wurf in die Wäschekiste beförderte. Ihr Blick ruhte auf ihm. Sie wusste, was er dachte. Wieso versties sie gegen ihre eigenen Regeln? Sie war immer streng mit den Schliesszeiten, konsequent mit den Besuchern. Der Feierabend war ihr heilig – die Ruhe, die nach einem langen Tag mit vielen Besuchern eintrat, auch.

«Soll ich sie rauswerfen?», fragte Ben schliesslich mit einem Schmunzeln. «Rauswerfen? Nein. Im Gegenteil.» Sie überlegte kurz, bevor sie fortfuhr. «Ich glaube, wir sollten uns um sie kümmern. Sie wirkt wie ein ausgebleichener Faden, der gleich reisst. Koch ihr einen Tee. Einen, der gut ist in schwierigen Situationen. Du kennst dich ja aus.»

Ein Moment verstrich, in dem nur das leise Tropfen aus dem Spülbecken zu hören war. Sie bemerkte, wie Ben sie anschaute – nicht herausfordernd, aber mit dieser ruhigen Aufmerksamkeit, die typisch für ihn war. Er stellte ihre Entscheidung nicht infrage. Doch sie spürte seine Verwunderung.

Danielle dachte an die Frau zurück. Wie ihr Rücken sich gestrafft hatte, als sie sie ansprach, kaum merklich, offenbar ein Reflex von ihr. Als

müsste sie sich wappnen. Wie ihre Hand blitzschnell über ihr Gesicht gefahren war, um die Tränen zu verbergen. Danielle erkannte Trauer. Und Stolz. Eine Mischung, die sie nicht losliess. Vielleicht berührte sie diese Fremde deshalb so sehr?

Beim Klicken der Holztür rutschte Ava tiefer in den Stuhl und versuchte, sich kleiner zu machen. Zuerst hörte sie ein leises Klappern, dann sah sie die Frau, die ihr den Rosmarinzweig geschenkt hatte. Dominique? Daphne? Sie konnte sich nicht mehr an ihren Namen erinnern. Diesmal trug sie ein Tablett mit einer kleinen Kanne und einer Tasse, das sie auf dem Stuhl nebenan abstellte.

«Hier, ich habe dir etwas zur Stärkung gebracht. Unsere Spezialmischung *à la maison*. Das wird dir guttun.» Sie schenkte ihr eine Tasse ein.

Ein feiner Duft stieg auf, sanft, angenehm süss. Konnte diese Frau Gedanken lesen? Sie hatte ihr genau das gebracht, was sie dringend brauchte. Ava schnupperte und probierte vorsichtig einen ersten Schluck. Melissentee mit Honig. Sie wärmte sich die kalten Finger an der Tasse, deren Wölbung perfekt in ihre Hände passte. Mit dem Zeigfinger fuhr sie die Rillen und Linien nach, die in die Tasse eingeritzt waren, und liess sich davon beruhigen. Mit jedem Schluck spürte sie die Wärme und die milde Süsse des Honigs durch ihren Körper sickern.

Währenddessen stand die Besitzerin des Rosengartens neben ihr. Danielle hiess sie. Jetzt war es ihr wieder eingefallen.

Ava schaute sie entschuldigend an. «Ich bin gleich fertig.»

Danielle erwiderte ruhig ihren Blick. Kein Drängen, kein Mitleid – nur aufmerksames Abwarten. «Trink den Tee in Ruhe. Dafür ist er gemacht.» Und beiläufig fügte sie hinzu: «Brauchst du auch ein Zimmer für die Nacht?»

Ava konnte sich nicht dazu durchringen, sie nochmals anzusehen, obwohl sie nichts als Freundlichkeit ausstrahlte. Sie hatte Angst, erneut in Tränen auszubrechen. Daher nickte sie lediglich.

«*Bon*. Ich sehe nach, welches Zimmer frei ist. Mach dir keine Gedanken, wir finden sicher ein Plätzchen für dich.»

Ava war erleichtert. Erleichtert, dass sie nirgends mehr hinmusste heu-

te. Dass irgendwo in der Nähe ein Bett für sie bereitstand. Nachdem sie die Hälfte ihres Tees ausgetrunken hatte, kam Danielle zurück.

«*Alors*», sagte sie mit ihrer melodiosen Stimme, «alles ist organisiert. Zimmer 13 ist frei und bereit für dich.»

Ava murmelte ein leises «*Merci*, auch für den Tee.»

Die Besitzerin des Rosengartens lächelte sie an. «Kannst du aufstehen? Brauchst du Hilfe?»

Ava schüttelte hastig den Kopf. Zu hastig, der Schwindel setzte erneut ein. «Nein, nein. Es geht schon. Ich bin nur müde.»

Danielle sah sie einen Moment lang prüfend an. «*Très bien*. Du kannst den Tee in Ruhe austrinken, wenn du willst. Ich warte draussen vor der Kirche auf dich. Dann zeige ich dir dein Zimmer.»

Ava wartete, bis sie endgültig verschwunden war. Sie atmete tief durch, presste die Tasse in ihre Hände und richtete sich entschlossen auf. Sofort sackten ihr die Beine weg. Sie plumpste zurück auf den Stuhl, der Aufprall jagte ihr einen dumpfen Schmerz durch den Kopf. Fuck, fluchte sie innerlich. Die Tasse fiel ihr aus der Hand und landete auf dem Stuhl neben ihr. Ein dünnes Rinnsal lief langsam das Stuhlbein hinunter, tropfte auf die Fliesen und bildete dort eine kleine, dunkle Pfütze. Ava starrte auf die Bescherung. *Fuck*. Das war der einzige Gedanke, zu dem ihr Hirn noch fähig war.

«*Fuck, fuck, fuck!*» Sie trat halbherzig gegen den Stuhl vor ihr.

Verdammt. Sie konnte es nicht ausstehen, schwach zu sein. Ihr Körper hatte immer funktioniert. Immer. Auf ihren Reisen, bei Einsätzen in abgelegenen Gebieten, unter sengender Sonne, im eisigen Wind – sie hatte sich immer auf ihre Kräfte verlassen können, hatte sich gezwungen, durchzuhalten, wenn es nötig war. Und jetzt? Jetzt brachte sie es nicht einmal fertig, aufzustehen? Ava biss die Zähne zusammen.

«Ich werde verdammt noch mal die paar Schritte bis zur Kirchentür gehen können», presste sie hervor.

Mit zitternden Fingern griff sie nach dem Rosmarinzweig, rieb ihn zwischen den Handflächen, bis ihr die bittere, harzige Note in die Nase stieg. Ava schloss die Augen, presste die warmen Handflächen an ihr Gesicht und atmete tief ein. Langsam. Ganz langsam stand sie auf. Diesmal klappte es, und sie blieb stehen. Mit wackeligen Schritten

schaffte sie es bis zur Holztür, stiess sie auf und trat hinaus ins Freie. Der Abend empfing sie mit einer Kühle, die ihr sofort unter die Haut kroch und sie frösteln liess.

Kurz darauf stand sie vor einer quittengelben Tür mit der Nummer 13. Sie musste sich auf den Türgriff konzentrieren, damit sie nicht schwankte. Noch ein paar Minuten. Dann würde sie sich hinlegen. Danielle hatte ihr vor der *auberge* eine gute Nacht gewünscht, nachdem Ava ihr versichert hatte, dass es ihr gut genug gehe – dass sie einfach nur schlafen müsse. Sie hatte tapfer gelächelt, sich keine Schwäche anmerken lassen. Jetzt, als sie die Klinke herunterdrückte, merkte sie, wie ihr die Anstrengung und Müdigkeit in den Knochen steckten. Jeder einzelne Muskel schien sich zu beschweren.

Beim Anblick des Zimmers machte ihr Herz einen kleinen Freuden-sprung. Es war zwar klein, aber gemütlich. Von einer Stehlampe fiel sanftes Licht auf den dicken hellen Wollteppich, der den Steinboden bedeckte. Das Bett sah einladend aus, die Laken waren glatt gespannt. Ava strich mit der Hand über die weiche Decke, spürte das feine Ge-webe unter ihren Fingern. Sie legte den Rosmarin-zweig behutsam auf das Kissen – er würde hier auf sie warten.

Auf dem schlichten Holztisch stand ein Teller mit dampfender Suppe und einem Stück Brot, daneben ein Glas Wasser. Ein kleiner Strauss frischer Frühlingsblumen schmückte die Tafel. Ava schluckte. Tränen brannten ihr erneut in den Augen, diesmal nicht aus Erschöpfung, sondern weil sich jemand so viel Mühe für sie gemacht hatte. Das war sie nicht mehr gewohnt, und es berührte sie.

Sie liess ihre Tasche fallen, streifte endlich die Schuhe von den Füßen. Mit den nackten Zehen massierte sie den Wollteppich, spürte seine Weichheit auf der Haut. Sie zog sich aus, liess ihre Kleidung achtlos auf den Boden fallen und schlüpfte in ein frisches T-Shirt. Seufzend sank sie auf die Bettkante. Ihr Körper zitterte, ihr Kopf pochte. Sie wollte nur noch schlafen. Doch da meldete sich eine vertraute Stimme in ihrem Kopf. Solveigs Stimme, die sagte: «Iss erst etwas, Ava.»

Ihre Augen starrten auf den Blumenstrauss, während sie sich auf den Stuhl setzte und mechanisch nach dem Löffel griff. Die warme würzige

Suppe rann ihre Kehle hinunter wie ein lang ersehnter Zaubertrank. Mit jedem Schluck wurde das Zittern weniger. Ihre Augen wurden schwerer, ihr Atem ruhiger. Sie wollte ein Stück Brot in die Gemüsesuppe tauchen, ihre Finger waren jedoch zu träge. Ihren Kopf in die Hand gestützt ass sie mit geschlossenen Augen weiter. Als ihr das Brot aus der Hand fiel, schreckte sie hoch und schaffte es gerade, die Decke auf ihrem Bett zurückzuschlagen, bevor sie in die Kissen sank. Sie zog die Knie leicht an, spürte den warmen Stoff und liess sich von ihm einhüllen. Dann griff sie nach dem Rosmarinzweig. Sein Duft stieg zart auf, aber sie nahm ihn kaum noch wahr. Innert Sekunden war sie eingeschlafen.